Indianer von heute

Zur Jugendfunksendung im Deutschlandsender am 5. September, 18.00—18.30 Uhr

Der Yakima-Indianer Os-Ko-Mon in seinem Federtanz

Eigentlich sollte es eine Hörspielprobe geben.

Wir saßen im Sendesaal und besprachen eifrig unsere Rollen, als plötzlich der Sendeleiter erschien. Aber nicht etwa allein, sondern begleitet von einem Fremden.

„Mensch, das ist doch Os-Ko-Mon, der Karl-May-Indianer!“ platzte einer von uns heraus. Und wahrhaftig, es war Os-Ko-Mon, der da mit einem freundlichen „Hough!“ vor uns hintrat. Er war zum Fernsehsender gekommen, um dort einige seiner einzigartigen Tänze zu zeigen, und da hatte es denn unser Sendeleiter fertiggebracht, ihn abzufangen und zu bitten, doch auf eine halbe Stunde zu uns zu kommen, um uns etwas von sich und seiner Heimat zu erzählen.

Wir setzten uns im Kreis auf den Fußboden und lauschten den Worten Os-Ko-Mons, der zu unserer Überraschung sehr gut deutsch sprach.

„Ja — also ich bin ein Yakima-Indianer“, begann er. „Meine Vorfahren lebten an der Ostküste Nordamerikas. Der Niedergang unserer Rasse verschonte auch meinen Stamm nicht: die Yakimas verließen ihre Heimat und zogen in die großen Städte, wo sie irgendwelche Berufe annahmen.“

„Gibt es auch heute noch Yakimas?“ wollte Heinz wissen.

„O ja — etwa fünfundzwanzigtausend“, gab

„Der Federstutz gleicht einer Perlenkette. Jede Feder muß gleich groß sein“, erzählt uns der Indianer

Os-Ko-Mon zur Antwort. „Aber die sind in alle Welt verstreut. Die Hälfte etwa lebt in den Städten, die anderen sind Farmer geworden. Trotzdem ist unser Stamm in den letzten Jahren größer geworden, seitdem wir in Washington unser Büro und einen Mann haben, der sich für uns einsetzt und unsere Rechte wahrt. Aber mit dem freien Leben, wie es meine Vorfahren lebten, ist es doch aus. Wir werden weiterhin irgendeinen Beruf ausüben müssen, um unser Brot verdienen zu können . . .“

„Was hast du eigentlich für einen Beruf?“ fragte Paul.

„Ich? Ich bin ein Künstler.“

„Ein Künstler —?“ staunten wir.

„Ja, ich kam vor fünf Jahren nach Paris und studierte bei einer Professorin der Sorbonne Tanz und Gesang. Diese Dame beschäftigte sich wissenschaftlich mit alten indianischen Kulturen und hatte deshalb an mir besonderes Interesse. Nach vollendeter Ausbildung reiste ich wieder in meine Heimat, um bei den wenigen Indianern, die noch frei leben, alte Sitten und Gebräuche zu studieren. Denn ich bin ja in der Großstadt aufgewachsen und habe dort nur wenig über die Lebensart meiner Vorfahren gehört.“

„Was war denn dein Vater?“ fragte einer von uns.

„Mein Vater? — Ja, da werdet ihr staunen: er war ein Detektiv!“

„Ein Detektiv —???“ wiederholten wir überrascht.

„Ja, auch er mußte sich ja seinerzeit in der Stadt eine Existenz suchen. Aber meine Großeltern lebten noch in der freien Natur und waren solche Indianer, wie ihr sie euch vorstellt.“

„Und als du nun Sitten und Gebräuche deiner Vorfahren studiert hattest, was machtest du dann?“ fragte Werner.

„Dann bin ich abermals nach Paris gegangen, um alte indianische Gesänge und Tänze zu bearbeiten. Ich war inzwischen ein fertiger Künstler geworden und versuchte nun, die alte Kunst meines Stammes nach eigenem Empfinden zu gestalten. Ich brachte uralte echte Kostüme mit, und meine Lehrerin komponierte nach alten indianischen Motiven eine Musik für meine Tänze und Gesänge. So ergab sich denn die einzigartige Mischung echten Kulturgutes mit der Gestaltung einer reifen Kunst.“

„Und was hast du dann getan?“

„Dann habe ich mit der Professorin große Tournees unternommen. Ich gastierte in Nord- und Südamerika, in England, Frankreich, in der Schweiz, in Finnland und Lettland. Überall aber wurde meine Kunst verstanden und geschätzt. In eigenen Tanzabenden, die in den größten Konzerthäusern stattfanden, bewies ich, daß wir auch zu Größerem fähig sind, als was viele meiner roten Brüder auf Jahrmärkten und im Zirkus zeigen. Seit jeher ist unsere Rasse künstlerisch begabt — und wenn unsere Männer und Frauen auch keine Akademien besuchen konnten, so zeigten sie doch in der Gestaltung ihrer Kleidung, in der Herstellung ihrer meist buntbemalten Geräte und mit ihrem Reichtum an Volksliedern, Legenden und lyrischen Gedichten ein in der Natur liegendes schöpferisches Vermögen.“

Wir waren einfach begeistert von den Worten dieses Mannes, der seine Rasse in solch überzeugender Weise vertrat. Unsere Herzen schlugen, und nun überstürzten sich die Fragen, die wir an Os-Ko-Mon stellten. Da wollte einer wissen, was sein Name bedeutet, ein anderer wollte ein indianisches Gedicht hören, alle aber hatten den Wunsch, Hörer eines indianischen Liedes zu sein. Und so entnahm schließlich unser roter Freund seinem Koffer ein Tamm-Tamm und sang uns das „Lied des Kriegers“.

„Wenn wir singen, so ist unsere Stimme der Natur gewidmet“, erklärte uns Os-Ko-Mon. „Unsere Gesänge tragen deshalb sehr tiefe und sehr hohe Töne. Die tiefen gehören den Geistern der Erde, die hohen dem Großen Geist, der die Sonne, den Mond und die Sterne verkörpert.“ Und dann sang er mit seinem weichen Tenor sein Kriegslied, und unsere Augen waren leuchtend auf ihn gerichtet.

„Jeder Stamm hat etwa 800 bis 1000 solcher Volkslieder“, berichtete Os-Ko-Mon, als er seinen Gesang beendet hatte. Jeder junge Krieger wird erst dann vom Stamme anerkannt, wenn er mindestens drei eigene Lieder gedichtet hat. Er muß sich ohne Nahrung an eine Felswand stellen und diese Lieder schaffen. Oft dauert es tagelang, bis er ein einziges gefunden hat, und da er ohne Nahrung bleiben muß, stellt diese Aufgabe gleichzeitig eine harte Probe für seinen Körper dar.“

Gert bat nun Os-Ko-Mon, den Text eines eigenen solchen Liedes zu hören, und als ihm Os-Ko-Mon in seiner Stammessprache diesen Wunsch erfüllt hatte, reichte er uns ein Büchlein, in dem er seine eigenen Lieder gesammelt und in deutscher Sprache übersetzt hatte. Eines von ihnen las er uns vor:

Der junge Krieger

Rufe, Rat des Stammes, mich,
Laß dein Rufen hören mich,
Daß aus tiefster Lebenskluft
Jugendsein zur Mannheit ruft.
Na-ya-zit ka, Macht, die alles schafft,
Gib mir aller Wesen Kraft.

Laß mich werden wie ein Büffel,
Mutig, mächtig,
Laß mich werden wie ein Bär,
Edel und der Weisheit mächtig,
Laß mich werden wie ein Fuchs,
Klug und listenvoll,
Laß mich werden wie ein Wolf,
Stark und nach dem Blute toll.

Malen will ich mit heiligen Farben,
Daß ich zu der Männer Kampfe gut.
Denn dann werd' ich sehen, fühlen,
Schmecken meiner Feinde Blut.

Dann sing ich Sieg!

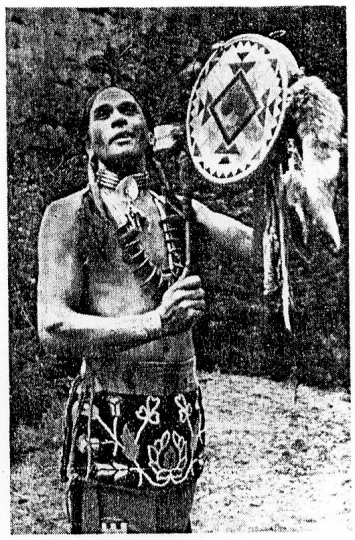
Peter hatte inzwischen im Koffer Os-Ko-Mons einige Kostüme und allerhand interessante Dinge entdeckt, die er hat, sehen zu dürfen. Und als Os-Ko-Mon, der zu deutsch „Grüner Mais“ heißt, seinen Koffer öffnete, da hättet ihr unsere Augen sehen sollen! Obenauf lag eine Friedenspfeife. Os-Ko-Mon nahm sie fast feierlich zur Hand, sah lange sinnend auf den langen Stock und den spitzen Pfeifenkopf und erklärte: „Die Friedenspfeife ist für uns Indianer ein heiliger Gegenstand, sein Rauch weht in alle vier Windrichtungen, hinauf zum Großen Geist, der uns Frieden und Stärke bringen soll. Die Friedenspfeife hat übrigens die Form eines Viertels vom Hakenkreuz, das ein uraltes indianisches Symbol darstellt. Der Kopf der Pfeife versinnbildlicht das Herz des Menschen, während der lange Stock das Leben verkörpert, das immer gleichmäßig sein soll und ewig lang . . .“

Os-Ko-Mon zeigte uns dann auch seinen großen Federstutz, den er beim Kriegstanz trägt. „Achtzig Federn vom männlichen Adler sind notwendig, um einen solchen Kopfschmuck, der bis zur Erde reicht, herzustellen. Jede Feder muß — wie die Perlen einer Kette — gleich groß sein, und so dauert es oft viele Jahre, bis man diese von selbsterlegten Adlern zusammengetragen hat. Übrigens ist auch der Adler ein geheiligtes Tier. Er ist der Gott der Vögel, dessen Augen die Blitze und dessen Schnabel den Donner erzeugen.“

Unser roter Freund zeigte uns dann noch manches andere interessante Stück. Perlenbestickte Schuhe, handgeschmiedete Armreifen, Lendenschurze und ein Bündel gefärbter Bisonzehen, die einen verblüffenden harmonischen Klang zeigten, wenn man sie gegeneinanderschlug. „Aber diese Sachen könnt ihr ja auch im Karl-May-Museum bewundern“, bemerkte Os-Ko-Mon. „Ich habe mir diese wunderbare Sammlung kürzlich angesehen und muß sagen, daß es das Schönste ist, was ich je gesehen habe. Überhaupt Karl May: Er hat uns Indianern so viel Gutes getan, und ich kann sagen, daß es nur wenige meiner Rasse gibt, die ihn nicht kennen und lieben.“

„Hast du auch seine Bücher gelesen?“ fragte Bernd.

„O ja! In englischer Sprache, und ich war sehr glücklich, zu sehen, wie echt er alles geschildert hat. Seine Bücher sind wissen-



Aufnahmen: G. Egon Schleinitz

Os-Ko-Mon schlägt das Tam-Tam und singt ein altes indianisches Kriegslied

schaftlich sehr ernst, und wenn es überhaupt Bücher gibt, die sich mit unserer Kultur erfolgreich befassen, so sind es seine!“

„Übrigens hast du doch auch bei den Karl-May-Festspielen im Sächsischen Felsengebirge mitgewirkt“, bemerkte Peter, der ihn dort gesehen hatte.

„Ja, in diesem großen Winnetou-Spiel habe ich den Medizinmann gespielt. Ich habe getanzt und gesungen und war sehr glücklich über die echte Darstellung dieses Stückes. Aber —“ und dabei sah Os-Ko-Mon auf die Uhr, „es ist schon sehr spät, ich muß leider gehen. Es hat mich sehr gefreut, euch von meiner Heimat erzählen zu können. Und ich sage euch auf Wiedersehen und grüße euch, eure schöne Heimat und den großen Häuptling eures weißen Stammes . . .!“

Unser roter Bruder packte seinen Koffer aus und zeigte uns stolz seine Friedenspfeife